



ZUM INNEREN LEBEN

Erbarmen, Bewegen

Dein Erbarmen ist nichts anderes als Dein Sehen. Dein Erbarmen folgt also jedem Menschen, solange er lebt, wohin er sich auch begibt, so wie auch Dein Blick nie jemanden verlässt. Solange also ein Mensch lebt, hörst Du nicht auf, ihm zu folgen und ihn in lockender innerer Ermahnung anzusprechen, dass er vom Irrtum ablasse und sich zu Dir hinwende, damit er glücklich lebe. Du, Herr, bist der Gefährte meines Pilgerweges! Wohin ich auch gehe, Deine Augen sind immer über mir.

Dein Sehen ist aber auch Dein Bewegen. Du bewegst Dich also mit mir, und Du hörst nie mit der Bewegung auf, solange ich mich bewege. Wenn ich ruhe, bist Du mit mir. Steige ich empor, steigst Du empor; steige ich hinab, steigst Du hinab. Wohin ich mich wende, Du bist da (vgl. Psalm 139,8). Auch in der Zeit der Drangsal verlässt Du mich nicht. Sooft ich Dich anrufe, bist Du nahe (vgl. Psalm 145,18). Denn Dich anrufen heißt mich zu Dir hinwenden. Und Du bist schon da, bevor ich mich zu Dir hinwende.

Nikolaus von Kues (1401–1464): „Abba, mein lieber Vater!“ (Paulusverlag, Freiburg/Schweiz 2017)

Lebenslese

Wenn ich achtsam durch die Welt und mein Leben gehe, ernte ich täglich: reife Trauben und Herz Worte, und es gibt Grund, immer wieder Erntedank zu feiern. So genieße ich einen kleinen Schluck Wein und esse dazu den täglichen Brocken Weisheit, den mir mein Leben als Hörende beschert. Im Augenblick des dankbaren Erkennens, des Sattseins und der Herzensfreude spüre ich mich eins mit Gott, der mich geschaffen hat, der mich will und liebt und der in mir wirkt, damit ich werde. *Christine Bertl-Anker* aus: „Dein Wort. Mein Weg. Zeitschrift für Bibel im Alltag 4/2017“ (Dornbirn)

Vergeben

Vergebung ist nichts Äußerliches und nicht mit einfachem wirtschaftlichem Austausch vergleichbar. Sie verlangt von allen Betroffenen einen inneren Weg. Wie die jüdische Zeitzeugin Etty Hillesum schrieb: „Die Schlechtigkeit der anderen ist auch in uns vorhanden... Ich sehe wirklich keine andere Lösung, als sich dem eigenen Inneren zuzuwenden und dort all das Schlechte auszurotten. Ich glaube nicht mehr daran, dass wir an der äußeren Welt etwas verbessern können, solange wir uns nicht selbst im Inneren gebessert haben.“ *Jean Vanier* in: „Von Liebe, Hoffnung und den letzten Dingen“ (Herder, Freiburg 2017)

Sogar die Fische haben zugehört

In den antiken Mythen und den biblischen Geschichten sehen wir uns selbst. Ein Gespräch mit dem österreichischen Schriftsteller Michael Köhlmeier über den heiligen Antonius, das Rätsel des Bösen und die Kraft der Märchen.

CHRIST IN DER GEGENWART: Herr Köhlmeier, Sie sind als Erzähler antiker Mythen und biblischer Geschichten hervorgetreten und haben die Fäden der Tradition ins Heute weitergesponnen – ein leiser Aufstand gegen kulturellen Gedächtnisverlust, gegen wachsenden religiösen Analphabetismus?

Michael Köhlmeier: Das war es vielleicht auch. Aber ich bin kein Drohender, kein Mahner und kein Retter. Und ich habe auch keine Sorge, dass all diese Geschichten verloren gehen, das tun sie nicht. Ich wollte sie und will sie erzählen, weil sie schön sind. Das klingt bescheiden und ein wenig naiv und simpel; aber doch nur, weil Schönheit, reine, ideologiefreie Schönheit ohne einen didaktischen Hintergedanken heute kaum eine Rolle mehr spielt. Mangel an Schönheit aber bedeutet Unglück. Mozarts Musik ist eine Schönheit, sie macht uns glücklich, und wir sind stolz, dass er einer von uns ist. Wir dürfen ein bisschen uns selbst in ihm sehen. Und in den antiken Mythen und den biblischen Geschichten sehen wir auch uns selbst – wie in einem fernen Spiegel. Was für eine Lust!

In Ihrer jüngst erschienenen Novelle „Ein Mann, der Verlorenes wiederfindet“ (Besprechung auf S. 463) haben Sie das Sterben des heiligen Antonius von Padua zum Thema gemacht. Wie haben Sie diesen entlegenen Stoff gefunden?

Der Stoff war für mich nicht entlegen. In der großen katholischen Vielgötterei war mir der Antonius immer sehr nahe. Er war von meiner Kindheit an so etwas wie ein Familienheiliger. Manchmal legt man ein Gelübde ab, das tut jeder. Ich denke, auch der aufrechte Atheist tut das hier und da. Und so wird die Einbildungskraft in Gang gesetzt: Wer war dieser Mann? Ein Portugiese, der in Italien der populärste Redner seiner Zeit wurde? Ein Intellektueller, der ein Mann des Volkes wurde, noch inniger als sein Ordensgründer Franziskus? Da kommt man ins Staunen.

Der Augenblick, in dem ein wortgewaltiger Prediger vor 3000 Zuhörern ins Wanken gerät, abbrechen muss und verstummt, schon das ist literarisch interessant. Erst recht die Stunden danach, in denen Antonius in der prallen Sonne auf dem Marktplatz liegt und in den Himmel schaut. Was schießt dem Heiligen durch den Kopf? Sie sprechen vom „Wiederfinden des Verlorenen“...

Das Verlorene ist angesichts des Todes immer die Liebe. Wir beten zu Antonius, wenn wir den Hausschlüssel verloren haben, wenn wir die Brille verlegt haben, wenn wir nicht mehr wissen, wohin uns der Pass gerutscht ist, auch manche Leute, die keine Religion mehr haben, tun das. Anto-

nius ist der große Wieder-Finder. Vielleicht kann er ja auch jemandem helfen, die Liebe zu finden... oder sie wiederzufinden...

Erstaunlich, dass Antonius, der ein herausragendes Gedächtnis hat und nichts vergisst, was in der Bibel und beim heiligen Augustinus steht, ausgerechnet seine Jugend-Liebe vergessen hat. Sie lassen ihn die Verlorene mit dem schönen Namen Basima in der Stunde des Todes wiederfinden.

Oh nein, vergessen hat er Basima nicht! Das würde ich nicht wollen. Ich darf das wollen. Oder? Das darf ich doch? Ein Autor darf das. Aber wenn er sie doch vergessen hat? Der Einfluss des Autors auf seine Figuren wird überschätzt. Nur schlechte Autoren führen ihre Figuren an Marionettenfäden. Während des Schreibens sind es auch keine Figuren, sondern Charaktere – als wären sie Menschen, wirkliche Menschen. Und die haben Geheimnisse. Der Schweizer Schriftsteller Robert Walser sagte einmal, er verbiete jedem, ihn zu behandeln, als kennte er ihn. Wenn Sie ein Buch lesen, dann sind Sie verstimmt, wenn Ihnen die ganze Zeit einfällt, ja, ja, das hat sich der Autor eben so ausgedacht. Sie wollen die Illusion als Wirklichkeit vorgeführt sehen.

Aber zu Ihrer Frage: Tod und Liebe sind die wahren Themen aller Literatur. Vielleicht fragt der Tod den Antonius: Hast du geliebt? Und da sagt er endlich: Ja. Und – das darf ich als Dichter imaginieren – mit diesem „Ja“ holt er sich Basima zu sich.

Auch das dunkle Rätsel des Bösen wird in der Novelle durchgespielt, und es wird an Gottes verstörenden Disput mit dem Satan erinnert, der sich im Buch Hiob findet.

An dem Buch Hiob verzweifelt auch, wer nicht an Gott glaubt. Warum, wenn es schon das Unglück gibt, warum ist es nicht wenigstens gerecht verteilt? Manche haben Glück, Glück, Glück. Andere werden geschlagen in der Früh, zu Mittag, am Abend und in der Nacht. Wenn ich die Hiob-Geschichte als Metapher lese, eröffnet sie mir das Bild einer kalten, vom unbeeinflussbaren Zufall beherrschten Welt. Nicht einmal das Wort „beherrschen“ trifft zu, denn es setzt einen Herrscher voraus. Gegen den

könnte ich wenigstens rebellieren. Hiob rebelliert aber nicht. Er hat nicht den Wasserkreislauf erfunden, er hat nicht den Leviatan gebändigt. Was aber, wenn er in „Gott“ lediglich eine Metapher für die Natur sieht? Wenn sein Unglück ihn gelehrt hat, in Gott eine Metapher zu sehen?

Sie zeichnen Antonius als einen Heiligen, der zweifelt. „Es ist nicht gewiss, dass meine Gebete erhört werden, es ist nicht zu erwarten, dass ich wiedererkannt werde beim Jüngsten Gericht“, räsoniert er einmal. Und statt zu beichten, gesteht er am Ende, ihm sei bange davor, Gott missverstanden zu haben. Erstaunlich moderne Fragen für einen mittelalterlichen Heiligen.

Es gibt doch in Wahrheit keine historischen Romane. Wir suchen in der Vergangenheit nach Bildern, die vielleicht unser Leben erklären. Die Geschichte ist immer ein ferner Spiegel unserer Gegenwart. Manchmal können wir unsere Zeit nicht direkt ins Auge nehmen.

Der antike Held Perseus soll der Medusa das Haupt abschlagen. Die Medusa ist so hässlich, dass jeder zu Stein erstarrt, der sie ansieht. Athene gibt ihm einen glatt polierten Schild, damit er die Medusa indirekt sähe, also gespiegelt, dann könne er gefahrlos den Streich tun. Ich kann nur für meine Zeit sprechen. Auch wenn ich mir das 13. Jahrhundert noch so fleißig einbilde, es wird immer das Bild eines Mannes sein, der heute lebt. Und das ist ja gut so. Shakespeare hat in allen seinen historischen Dramen Themen behandelt und Charaktere gezeigt, die seine Zeit bewegten. Allerdings verstand er es, die Darstellung der Personen in ein allgemein Menschliches zu heben, so dass wir heute, nach vierhundert Jahren, in Macbeth, Othello, König Lear, Jago, Rosalinde und Julia uns erkennen.

Dass es das „pure“ Faktum schon für die Zeitgenossen nicht gibt, wird in der Novelle durch einen raffinierten Kunstgriff verdeutlicht. Sie geben die letzte Predigt des Antonius durch die perspektivische Brechung seiner Hörerinnen und Hörer wieder. Der eine sagt, der Heilige habe über das Nichts gepredigt, der andere, über die Mongolen als Peitsche Gottes, ein dritter behauptet, über →

MICHAEL KÖHLMEIER

Der österreichische Schriftsteller Michael Köhlmeier wurde 1949 im vorarlbergischen Hard am Bodensee geboren. In den siebziger Jahren studierte er Politikwissenschaft und Germanistik in Marburg und schloss mit einer Arbeit über den Austrofaschismus ab. Seit 1982 entstand ein umfangreiches Werk, das Romane, kürzere Prosatexte, Theaterstücke, Hörspiele, Gedichte und auch Drehbücher umfasst. Köhlmeiers freie Nacherzählungen antiker Mythen und biblischer Geschichten im österreichischen Hörfunk fanden großes Interesse. Mit dem Roman „Abendland“ war er 2008 Finalist beim Deutschen Buchpreis. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem den Kaschnitz-Preis sowie den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-

Stiftung. Michael Köhlmeier ist verheiratet mit der Schriftstellerin Monika Helfer. Über den tragischen Tod ihrer 21-jährigen Tochter Paula, die 2003 verunglückte, hat er die Erzählung „Idylle mit ertrinkendem Hund“ veröffentlicht. Das Paar lebt in Hohenems/Vorarlberg und in Wien. Zuletzt erschienen: „Das Mädchen mit dem Fingerhut“, Roman (2016); (mit Konrad Paul Liessmann) „Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist, Adam? Mythologisch-philosophische Verführungen“ (2016); „Der Mann, der Verlorenes wiederfindet“. Novelle (über den heiligen Antonius, 2017; vgl. Besprechung auf Seite 463); „Ein Vorbild für die Tiere“. Gedichte (2017; alle bei Carl Hanser, München).

→ den Hass – und eine vierte widerspricht: Nein, über die Liebe!

Vielleicht hat Antonius ja tatsächlich zu verschiedenen Menschen Verschiedenes gesagt und das alles in ein und derselben Predigt. Er war Portugiese. Wie hat er zu den Menschen um Padua gepredigt? Eine einheitliche italienische Sprache gab es noch nicht. Lateinisch? Sicher nicht. Die Menschen haben in ihrem Dialekt gesprochen, und gewiss konnte ein Prediger sie nur beeindrucken, wenn er in ihrer Sprache zu ihnen redete. Und diese Sprache musste er gut können, sonst hätten sie ihn ausgelacht oder ihm erst gar nicht zugehört.

Wenn einer die Menschen so in Bann ziehen kann wie Antonius, dann muss er ihre Sprache beherrscht haben. Aber in Südfrankreich hatte er auch schon zu den einfachen Menschen gepredigt. Sicher wieder im Dialekt dieser Leute. Auch dort war er ein „Star“. Und in Marokko hat er auch gepredigt. Konnte er alle diese Sprachen und Dialekte? Was ist wahr, was ist Legende?

Ich ziehe in diesem Fall unter allen Umständen die schöne, poetische Legende einer grauen Wahrheit vor. Die Wahrheit wird überschätzt. Uhhh! So höre ich schon. Uhhh, der redet dem Schwadronieren das Wort, der Lüge! Wo doch ein anständiger Dichter sein Leben und sein Werk der Wahrheit widmen soll. Nur: Was ist das? Ich fürchte, außerhalb der Mathematik ist die Wahrheit eine Behauptung und die Forderung, die Wahrheit zu sagen, oftmals der Versuch, in die Souveränität eines Menschen einzubrechen. Antonius hat – wenigstens für die Zeit, die ich verwendete, um über ihn zu schreiben – mein Leben verzaubert. Ist das nicht viel? Es ist ungeheuer viel.

Die Legende erzählt, sogar die Fische haben ihm zugehört. Er hat allen, den Menschen, den Fischen, einem Esel, allen hat er von den Dingen gesprochen, die ihnen, den Menschen, den Fischen, dem Esel Trost gebracht haben. Vielleicht bin ich der Esel. Und wenn schon. Das Leben des Hassenden wird verzaubert, wenn ich ihm vom Hass erzähle. Das ist doch ein bedenkenswertes Phänomen.

Biblische Stellen, aber auch Kirchenväter-Zitate sind dem Text der Antonius-Novelle wie Intarsien eingewoben. Das verrät eine intime Kenntnis der Heiligen Schrift und der klassischen Theologie. Wo sehen Sie als Schriftsteller Berührungspunkte, wo aber auch Differenzen zwischen Literatur und Religion?

Ich sehe viel mehr Berührungspunkte als Differenzen. Ohne die Inspiration sind beide nicht denkbar. Jeder Künstler weiß, was Inspiration ist, auch wenn er sie nicht

definieren kann – gerade, wenn er sie nicht definieren kann. In den besten Augenblicken schreibe ich nach. Es schreibt. Mein jüngster Sohn ist Maler. Er sagt auch: „Es malt.“ Die Gefühle, die ich dabei empfinde, kann ich getrost religiöse Gefühle nennen. Warum nicht?

Und bitte, sagen Sie jetzt nicht, ich solle diese religiösen Gefühle beschreiben. Es käme nur Quatsch heraus. Es sind eben Gefühle. Sie gestalten sich in meinem Kopf oder in meinem Herzen, wenn ich eine Metapher verwenden darf. Und sie gestalten sich vor und über dem Rationalen. Das Wunder dabei ist, dass daraus Literatur, also Sprache entsteht, wo Sprache doch das denkbar Rationalste ist.

Die Stunde der Literatur schlägt da, wo Themen ins Abseits gedrängt werden. Der Teufel, aber auch Maria kommen in der Theologie der Gegenwart kaum noch vor. Gegenläufig – und vielleicht auch mit einem Quäntchen Provokationslust? – haben Sie Ihren Wiener Poetikvortrag an der Universität (24. Oktober) überschrieben mit: „Satan und Madonna. Ein Plot“. Könnten Sie einen Fingerzeig geben, worum es gehen wird?

Ich stelle zwei Märchen der Brüder Grimm einander gegenüber. Das „Mädchen ohne Hände“ und „Marienkind“. Beide Geschichten beginnen sehr ähnlich. Einem armen Müller begegnet im Wald ein altes Männlein, in der anderen Geschichte eine strahlende Frau. Beide versprechen ihm Reichtum, wenn er dagegen gibt, was sich hinter dem Haus, näherhin, was sich verborgen im Haus befindet. In beiden Fällen ist es das Töchterchen des Mannes. Einmal hat das Kind hinter dem Haus gespielt, in dem anderen Märchen war es noch verborgen im Mutterschoß. In beiden Fällen ist der Mann ahnungslos und meint, es könne sich um nichts Wertvolles handeln.

Das alte Männlein ist der Teufel, die strahlende Frau die Muttergottes. Beide wollen den Müllersleuten ihr Kind wegnehmen. Beide haben den Müller bewusst im Unklaren darüber gelassen, auf welchen Handel er sich einlässt. Das heißt, Teufel und Madonna haben den Müller eigentlich betrogen. Gut und Böse liegen in diesen Märchen nahe beieinander, sie sind fast deckungsgleich. Das hat mich interessiert. Die meisten Märchen kommen mit einer Moral daher. Ich denke, in fast allen Fällen wurde ihnen die Moral später aufgedrückt. An den Märchen kann man studieren, was Gut und Böse in einem vortheologischen Sinn bedeuten – in einem ästhetischen Sinn. ←

Interview: Jan-Heiner Tück

Deutsche Kultur in den Donau-Karpaten

Der Theologe, Historiker und Politiker Paul Philippi aus Hermannstadt ist mit dem Georg-Dehio-Kulturpreis des Deutschen Kulturforums östliches Europa ausgezeichnet worden. Geehrt wird der Gelehrte für sein Engagement zur Wahrung des kulturellen Erbes der Siebenbürger Sachsen und für seinen Einsatz für die Völkerverständigung im Donau-Karpaten-Raum. Der 1923 in Kronstadt/Brasov Geborene war lange Jahre Ordinarius für evangelische Theologie in Heidelberg. 1983

zog er nach Hermannstadt, um am dortigen Theologischen Institut Kirchengeschichte zu lehren. Ende 1989 gehörte er zu den Mitbegründern des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien.

Der Kulturpreis erinnert an den in Estland geborenen Kunsthistoriker Georg Dehio (1850–1932). Ausgezeichnet werden Persönlichkeiten und Projekte, die die deutsche Kultur in Osteuropa bewahren und die Verständigung zwischen den Volksgruppen fördern. red

Kein Hirt und eine Herde

Die inspirierenden wie erschütternden Anfänge der katholischen Kirche auf der koreanischen Halbinsel zeigt eine Ausstellung im Vatikan. Es ist das Zeugnis einer Laien- und Märtyrerkirche.

In kaum einem Land der industrialisierten Welt hat die katholische Kirche in den vergangenen Jahrzehnten ein solches Wachstum erlebt wie in Südkorea. Während in Europa oder Nordamerika der Katholikenanteil zurückgeht, erhöhte er sich seit dem Koreakrieg von zwei auf zehn Prozent: von einer halben Million Gläubigen 1953 auf 5,7 Millionen heute. Die Kirche ist insbesondere für die aktiven, modernen und intellektuellen Schichten der Gesellschaft attraktiv – wegen ihrer Botschaft von der Gleichheit aller Menschen und ihres Engagements für Kranke und Arme. Jährlich lassen sich 100 000 Erwachsene taufen, vor allem in den Städten.

Über diese ungewöhnliche Ortskirche und ihre 230-jährige Geschichte ist derzeit eine Ausstellung in Rom zu sehen (bis 17. November). Mehr als 180 Dokumente, Kalligrafien, Porträts, Gebetbücher und Katechismen, aber auch liturgische Geräte, eine Marienstatue und ein Mini-Messkelch zeigen die ungewöhnliche Geschichte dieser Ortskirche.

Die gefährliche Religion

Deren Anfänge gehen nicht auf ausländische Missionare zurück, sondern auf inländische Laien. Reisende brachten von Besuchen in Peking christliche Schriften mit, unter anderem von Matteo Ricci. Die Diplomaten aus Seoul hatten in China die Gedanken christlicher Gelehrter studiert und waren der Überzeugung, ein angemessenes Lebenskonzept für die koreanische Gesellschaft gefunden zu haben. Einer von ihnen, Lee Seung-hun, ließ sich 1783 in Peking auf den Namen „Petrus“ taufen. Nach seiner Rückkehr wurde er zum „Fels“ und taufte selbst mehrere Landsleute. Als zehn Jahre später der erste ausländische Priester das Land betrat, fand er bereits 4000 Gläubige vor. In Korea begann also das christliche Leben mit einer „Herde, die den Hirten vorausgegangen war“, wie es der Biochemiker Hans Steinhart ausdrückt, Vizepräsident des Koreanisch-deutschen Technologie-Instituts in Seoul.

Die ersten hundert Jahre der koreanischen Kirche waren freilich von blutiger Verfolgung geprägt. Äußerer Anlass im konfuzianisch geprägten Korea bildete die Weigerung der Christen, den Ahnen Opfer zu bringen. Dieser Brauch war bereits im 17. Jahrhundert vom Vatikan als Irrlehre verurteilt worden. Allerdings fühlten sich die Machteliten auch durch die Kritik an den Verhältnissen, durch das Entstehen der Christen für Gleichheit und Geschwisterlichkeit bedroht. Die Märtyrer-Epoche steht im Mittelpunkt der römischen Ausstellung unter dem Vaterunser-Leitwort „Wie im Himmel, so auf Erden“ („Come in cielo cos in terra“), welche die Vatikanischen Museen zusammen mit dem Erzbistum Seoul organisiert haben. Zu sehen ist

sie in den Räumen des Museums Braccio di Carlo Magno, die in den Kolonnaden des Petersplatzes vor dem Petersdom untergebracht sind.

Aufgrund der Ablehnung konfuzianischer Ideen sowie der Ahnenverehrung standen Koreas Christen in Opposition zur vorherrschenden Kultur. Aus Sicht der herrschenden Joseon-Dynastie galt das Christentum als „gefährliche Religion“, die Gemeindemitglieder waren somit Staatsfeinde. Mehr als 10 000 Getaufte ließen als Märtyrer ihr Leben. 103 von ihnen wurden im Laufe der Zeit zu Heiligen und 124 zu Seligen erhoben.

Im Kampf um Demokratie

Die Schau zeigt aus jener Epoche viele Gebrauchsgegenstände, darunter Tonkrüge, viele mit eingeritzten Kreuzen, die von den geflohenen Christen benutzt und – aus Furcht vor Verfolgung – vergraben wurden. Auch Schalen mit Inschriften, die teilweise einzelnen Märtyrern zugeordnet werden konnten, sind zu sehen. Eine besondere Rolle spielt der erste einheimische Priester, Andreas Kim Dae-geon, der 1846 in Seoul enthauptet und später vom Vatikan heiliggesprochen wurde. In einer Vitrine findet sich eine Gipsdarstellung seines Kopfes.

Ausgestellt ist auch der Brief der koreanischen Gläubigen, die Rom um die Entsendung eines ersten Bischofs baten. Papst Gregor XVI. entsprach dem im Jahr 1831. Er gründete das Apostolische Vikariat von Joseon, die Vorstufe eines Bistums. Zum ersten Bischof ernannte er den Franzosen Barthélemy Bruguière (1792–1835). Die Erinnerung an diese Ahnen und die Berufung auf die Märtyrer sind bis heute zentrale Elemente für die Arbeit und die Vitalität der koreanischen Kirche.

Nach dem Koreakrieg haben sich Katholiken maßgeblich für Demokratie eingesetzt und an vorderster Front gegen die herrschenden Militärdiktatoren (1961–1987) protestiert. An die christliche Sozialarbeit und insbesondere an jenen Einsatz erinnern in der Ausstellung Fotos und Videoeinspielungen. Die Myeongdong-Kathedrale in Seoul war damals ein geistiges Zentrum im Einsatz für Demokratie und Menschenrechte. Als bei einem fünftägigen Sitzstreik 1987 die Polizei das Gotteshaus stürmen wollte, stellte sich Kardinal Stephan Kim Sou-hwan (1922–2009), dem bis heute in der Bevölkerung ein ehrendes Angedenken entgegengebracht wird, vor die Protestierenden und drohte: „Erst müsst ihr über meinen Körper steigen.“

Die Ausstellung will aber nicht nur die Geschichte der Kirche in Korea bekannter machen, erklärte ein Sprecher des Erzbistums Seoul. Sie soll zugleich eine Botschaft des Friedens und der Versöhnung sein, „vor allem in diesem Moment der Spannungen mit den Brüdern und Schwestern im Norden“. Im stalinistisch regierten Nordkorea sind kirchliche Strukturen seit dem Koreakrieg verschwunden, jede Religionsausübung wird verfolgt. Einer neuerdings in Erscheinung getretenen staatsnahen Vereinigung nordkoreanischer Katholiken sollen bis zu 3000 Gläubige angehören. Sie wurden noch vor 1950 getauft. Johannes Schidelko/jsp.